

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 8 (1904)

Artikel: Die Frau Gräfin
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573312>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

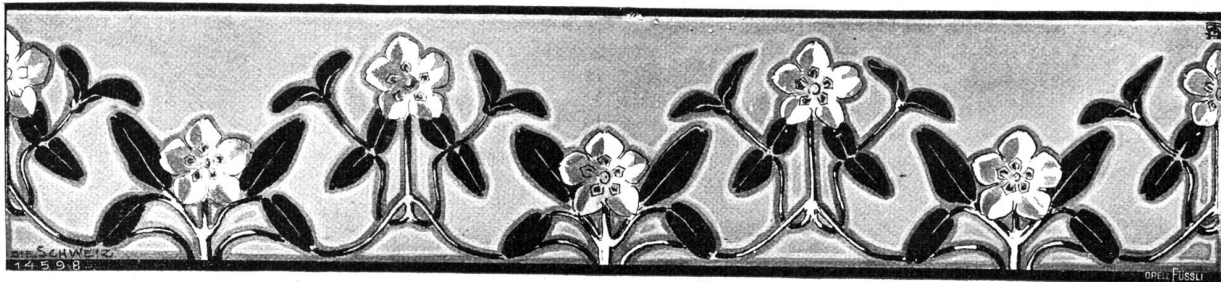
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Immergrün. Kopfleiste von Anna Stauffacher, St. Gallen.

Die Frau Gräfin.

Novellette von Isabelle Kaiser, Beckenried.

(Nach einer wahren Begebenheit).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Es war Empfangsabend beim regierenden Fürsten, auf seinem Jagdschloß zu Friedberg.

Im großen Saal des Erdgeschosses prasselte schon ein helles Tannenfeuer im monumentalen Kamin; aber durch die weitgeöffneten Bogensfenster drangen die frische Bläue der herbftlichen Mondnacht und das Rauschen der bairischen Wälder lockend herein.

Nach einem ermüdenden Jagdtag wäre die Unterhaltung im kleinen gewählten Kreise, der sich um Seine Durchlaucht drängte, ungezwungen und heiter geworden, ohne den eisigen Hauch, der oft wie von einem Gletscherfirn vom Prinzen ausging und auf alle Gespräche erstarrend wirkte.

Der alternde, leicht fröstelnde Fürst, der sich lässig in einem hohen Stuhl aus Hirschgeweih zurücklehnte, hatte das blutlose Herrngesicht eines seit undenklichen Zeiten regierenden Geschlechts. Ueber den blasirt heruntergezogenen Mundwinkeln und der unbuldsamen Stirn schwebte die Fronie des Menschenkenners und verächtlers.

Nur seine tiefblickenden Augen waren von einem merkwürdigen naiven Blau geblieben und oft von einem sonnigen Geist durchleuchtet, der von seinem starren Wesen seltsam genug abstach.

Er galt als ein Sonderling und war einsam geblieben.

Er zeichnete Frauen so selten aus, daß alle es als eine besondere Gunst ansahen, wenn er lächelte oder gnädig die Fingerspitzen reichte.

Es lag etwas Souveränes und Tonangebendes in seinen Urteilen: sein Tadel wirkte wie ein fallendes Beil und sein Lob wie Höhenwind.

Seine Haltung verriet innerliche Müdigkeit, als er dem konventionellen Geplauder der ihn umschwärmenden Damen mit abwesender Miene lauschte. Wenn die Stimmen ruhten, horchte er nach dem Park: man vernahm das Zirpen der Grillen in den Stoppelfeldern und das Fluten der Donau . . . Seine Nasenflügel bebten, als witterten sie Natur, und er sog gierig den würzigen Schollengeruch ein.

Man erwartete noch Gäste.

Das Souper war erst auf elf Uhr angekündigt.

Als der Diener die Flügeltür geräuschlos aufstieß und meldete: „Graf und Gräfin von Alteneck!“ blickten alle erwartungsvoll auf. Selbst des Fürsten Gesicht wies einen leisen Ausdruck von Spannung auf.

Es war das erste Erscheinen des Grafen von Alteneck nach langjähriger Verschollenheit, und die tollsten, unwahrscheinlichsten Gerüchte kreiften um seine Gestalt . . . Er hatte sich inzwischen vernählt, niemand kannte seine Gattin; aber jedermann munkelte über ihre Herkunft.

Sie lebten äußerst zurückgezogen auf ihrem Gut zu Alteneck. Nur auf ausdrücklichen Wunsch Seiner Durchlaucht führte Graf von Alteneck heute seine Gemahlin im kleinen Hofkreis ein.

Es war schwer, ein ungleicheres Paar zu finden als die beiden Menschen, die nun, stillschweigend begrüßt, eintraten.

Der königliche Kammerer Maximilian von Alteneck war eine hagere Neckengestalt mit scharfen, vornehmen Zügen. Das ergraute Haar trug er kurz geschoren, und über die Stirn zog sich eine tiefe Narbe bis zum Hinterkopf.

Die Augen der Frauen ruhten mit Wohlgefallen und heimlichem Bedauern auf dem schönen Mann mit der „ordinären“ Frau, die ihm zur Seite ging.

Sie war mittelgroß, starkknöchig und plump. Das schwere, glanzlose Haar trug sie nach bairischer Art glattgeschheitelt und in Zöpfen um ihr Haupt gewunden. Das seidene Kleid umspannte eng die drallen Formen und sah wie eine Verkleidung aus.

Diese Frau schien überall besser am Platz zu sein als in einem fürstlichen Raum. Man sah sie unwillkürlich mit aufgestülpten Ärmeln am schäumenden Waschtrog stehen oder inmitten einer Schar ungezogener Kinder: da mußte ihre derbe Frische wohlthuend wirken.

Der Kreis, der sie unbarmherzig musterte, sah nicht die von gesundem Menschenverstand blitzenden Augen und die in allen Grübchen des breiten Gesichts nistende Güte; alle lasen nur den auf der stumpfen Nase und der niederen Stirn mit unverkennbaren Zügen geschriebenen Geburtschein: „Plebejisch!“

Nur einen Zug hatten die zwei aus grundverschiedener Umgebung stammenden Menschen gemein: das ruhige glückliche Strahlen, das von ihrem Wesen ausging.

Sie trat vor, knickte und sagte treuherzig, mit lauter Stimme: „I dank auch schön für die Ehr . . . Herr Fürst . . . Mei Mann hat mir alleneil g sagt, daß wir so 'en guten Landesherrn han . . . Und unfer jüngster Bub heißt auch Ludwig-Ferdinand . . . von wegen Jhna . . .“

Sie blickte rasch und ängstlich zu ihrem Gatten empor: Hatte sie wieder was Ungeschicktes gesagt? Sie hatte ihn, ehe sie kamen, wohl gebeten, ihr behilflich zu sein; er jedoch hatte geantwortet: „Sei, wie du bist, Anne-Marie!“

Jetzt lächelte er ihr gutmütig zu; als er aber den unverhohlenen Spott auf allen Gesichtern bemerkte und die herablassende Gebärde des Fürsten, der sie wortlos entließ, da glühte seine Stirnmarbe wie Blut.

Er bezwang sich. Was ging ihn das Urteil dieser Puppen und Gecken über seine Gefährtin an?

Er beugte sich zu ihr und sagte mit liebevoller Stimme: „Komm, Anne-Marie; ich möchte dir noch den Park und die Treibhäuser zeigen, es sind prachtvolle Exemplare von Fichten und Magnolien da . . .“

Niemand hielt sie zurück.

Sie traten in die blaue Nacht hinaus.

Verdunkelte Stille herrschte sekundenlang im Saal.

Dann hob der Fürst leicht die Achseln und flüsterte zwischen den Lippen, mit grausamer Schärfe: „Lächerlich!“

Es wirkte wie ein Signal, ein hezender Pfiff! Wie eine Meute über das wehrlose, verurteilte Wild, so stürzten die Frauen über das unschöne Weib her.

Unterdrücktes Röcheln wurde laut, erregte Ausrufe.

„Unglaublich!“ äußerte sich die Baronin Godin.

„Auch gar keine Façon!“ warf eine andere ein.

„Nicht ein Zoll von einer Dame!“

„Pöbelhaftes Wesen!“ schloß geringschäßig die alte Erzellenz von Brückner.

„Armer Alteneck, damals ein glänzender Kavalier! . . . Und sieht dabei noch unverschämt zufrieden aus!“

„Abgefeimte Person! Hat ihn zu kapern verstanden!“

Major Kylander lachte kurz auf, und wie ein heller Hornstoß im Jagdgemezel klang sein Wort: „Und mir gefällt sie trotz alledem, meine Damen!“

Entrüstete Protestrufe erschallten.

„Eja . . . De gustibus . . .“ warf Kommerzienrat von Braun beschwichtigend ein.

„O, Major belieben zu scherzen!“ riefen die hübschen Frauen.

Kylander war Altenecks Freund und der erklärte Liebling des Fürsten. Sein trockener Humor und seine paradoxe Art, mit einem grundlaunern Wesen gepaart, wirkten erfrischend auf ihn ein.

„Aber so eine Mesalliance!“ rief vorwurfsvoll die Generalin von Orff.

„Wieso, wenn ich bitten darf?“ frug der Major kurz.

„Nun, sie ist doch keine Geborene!“ sagte die Generalin, eine geborene Freiin von Perfall.

„Pardon! Wohl geboren ist sie . . .“ scherzte Kylander.

„Ach, ich meine doch Hochgeborene!“

„Auch das, gnädige Frau: in einem Bergdorf, fünfzehnhundert Meter über Meer, wenn ich nicht irre . . .“

„Ach, Sie Spatzvogel! Wie hieß denn Ihre Schutzbefohlene?“

„Anne-Marie Scholastika Hösl!“ sprach Kylander ernst und gewichtig, als zähle er Titel und Orden einer Fürstin auf.

Spöttisches Gelächter erscholl.

„Hösl . . . Shocking!“ kicherte die kleine von Hofstätter.

Ein belustigter Zug huschte über Seiner Durchlaucht Gesicht.

„Na, hoffähig ist sie nicht, mein bester Major!“ warf eine Dame ein.

„Nem, es kommt ganz darauf an, wie man's versteht . . . Sie sollten diese Frau auf ihres Gatten Hof sehen, da stellt sie ihren ganzen Mann und sprudelt förmlich von praktischen Fähigkeiten . . .“

„Nun, sie schlägt nicht aus der Art . . . Eltern waren wohl Bauern, was?“

„Nein, Kuhhirten, gnädige Frau!“ verbesserte der Major gelassen.

„Na, und das nennen Sie keine Mesalliance!“

„Pardon, das habe ich nicht behauptet! Ich meine nur, wenn durchaus von Mesalliance die Rede sein soll, so war sie jedenfalls nicht auf seiten des Grafen von Alteneck!“

„O, o, o, das heißt denn doch, das Paradoxe auf die äußerste Spitze treiben!“

„Ich stehe aber voll und ganz zu meiner Behauptung, meine Gnädigen.“

„Das wird ja förmlich interessant! Beweise, Beweise . . .“

Alles drängte sich im Kreis um den Major.

Er wandte sich Seiner Durchlaucht zu: „Darf ich eine kleine Erzählung bringen? Werde mich möglichst kurz fassen.“

„Ich bitte!“ sagte der Fürst, das Antlitz mit seltsam gespanntem Ausdruck dem Redner zugekehrt.

Stille herrschte.

Aus den geheimnisvollen Tiefen des Parkes hörte man den Stromwind rauschen . . .

„Meine Geschichte klingt beinahe wie ein Märchen und ist doch wahr wie das tägliche Leben. Sie beginnt am Sedantag, als dreiundzwanzigtausend Männer tot und verwundet auf den Hängen von Jilly und Floing lagen und Bazeilles in Flammen stand.“

Als die Ambulanz kam, fand sie einen Mann, von den Hyänen des Schlachtfeldes völlig ausgeraubt und nackt . . . Pardon, meine Damen, er war wirklich splitternackt und nur bedeckt . . . mit Wunden.

Im Lazarett lag er wochenlang bewußtlos. Er erwachte langsam zum Leben; doch der Geist blieb in Halbschlummer gehüllt. Seit dem Augenblick, wo ein Säbelhieb oder ein Pferdehuf ihn auf die Walstatt niederstreckte, war sein Gedächtnis völlig erloschen. Er war kaum redelfähig; doch, was er sprach, klang deutsch. Er wußte weder Namen noch Heimat. Dämmerung schwebte über seiner ganzen Vergangenheit. Nur eine Nummer stand ob seinem Lager. Die Kameraden taufte ihn den „stillen Wilhelm“, weil er so duldsam und schweigsam verblieb.

Ein Leidensgenosse, ein schlichter Handwerker, erbarmte sich seiner, als er hilf- und mittellos aus dem Spital entlassen wurde, und hieß ihn mitkommen in sein Dorf.

Wilhelm folgte ihm, zufrieden, wenn er nur etwas zu essen und eine Schlafstelle bekam.

Sein Brotherr — wir wollen ihn Meister Flachs nennen — war Maurer und fand in ihm einen fleißigen Handlanger, soweit es sich um maschinenmäßige Beschäftigung handelte. Bei Neubauten trug er Ziegel und

Zementsteine, stieg die Gerüste auf und ab mit seiner Last, solange der Tag währte, glücklich, wenn zum Vesperbrot des Meisters Tochter, die Salome, ihm lächelnd einen Teller Suppe, die sie selbst gekocht, und ein Glas Most zuschob.

Sie hatte sich von der ersten Stunde an des großen hilflosen Mannes mit dem verträumten Wesen angenommen. Sie sorgte für ihn wie für ein unmündiges Kind, flichte seine Wäsche, nähte ihm Kleider, und wenn er krank war, was öfters geschah, da er kein wetterharter Geselle war, pflegte sie ihn schwesternlich.

Es fehlte der Salome wahrlich nicht an Bewerbern; sie war in ihrem Kreise tüchtig und beliebt wie eine kleine Persönlichkeit.

Das gab nun ein Staunen und Schelten, ein Händezusammenschlagen und „Mater Dei!“-Ausrufen unter den Gevatterinnen, als das Mädel alle Freier ausschlug und still mit dem „stillen Wilhelm“ zur Kirche ging.

War die Salome über Nacht toll geworden? Der Lindenwirt wäre so 'ne gute Partie gewesen, und da nimmt sie den heimatlosen Tölpel, der nicht einmal einen ehrlichen Namen besaß und nicht genug verdiente, um sein eigenes Leben elend zu fristen!

Ne, so 'ne Mesalliance!

Die allgemeine Entrüstung rüttelte an der Tatsache nichts: Salome ward die Frau des stillen Wilhelm. Auf alle Fragen hat sie ruhig geantwortet: „Er braucht mi halt, de Willem . . . und die andern nit!“

Es lag bei all ihrer Jugend etwas Mütterliches in ihrer sorglichen Liebe zum hilflosen Mann. Bei der Trauung wurde ihm der Name seiner Frau zugesprochen. In jenen Kriegszeiten nahm man es mit den Schriften nicht so genau: es handelte sich hier um einen ganz absonderlichen Fall.

Der alte Meister Flachs, wütend über die Mißheirat seiner Tochter, hat sie von sich gewiesen, versöhnte sich jedoch nachträglich wieder mit ihr.

Einige Jahre vergingen. Der „stille Wilhelm“ trug tagaus, tagein seine Ziegel; die Salome gebar ihm Kinder und verdiente mit ihren schaffigen Armen den ganzen Unterhalt der Familie . . .

„Nun, meine Gnädigen,“ unterbrach sich Major Kynlander, „es wäre wohl sehr rührend und sehr prosaisch so weiter gegangen . . . in Ewigkeit, Amen! . . . wenn nicht eine plötzliche Begebenheit die ganze Sachlage umgestürzt hätte.“

An einem stürmischen Wintertag ging Willem mit seiner Steinlast auf einem hohen Gerüst. Wind und Regen tobten. Alle andern Arbeiter hatten sich unter Dach geflüchtet, nur der stille Tagelöhner ging noch seinen automatischen Gang zwischen Himmel und Erde.

Da kam die Salome, um ihm das Mittagsbrot zu bringen, und wie sie den armen sturmgepeinigten Mann erblickte, rief sie in heller Sorge: „Willem, Willem, um Gottes Wille, komm herunter . . .“

In jähem Schreck ging ein Ruck durch den Körper des Mannes, er blickte hinab, wie erwachend, lief verwirrt weiter, glitschte aus auf dem feuchten, schmalen Steg und stürzte, daß sein Kopf auf dem Pflaster hart aufschlug.

Er wurde ins Krankenhaus der Hauptstadt verbracht, wo er wochenlang zwischen Leben und Tod schwebte.

Die Salome kam oft und brachte das eine oder andere Kind mit.

Im Dorf beglückwünschte man sie schon unverhohlen zum nahen Ende ihres Mannes. „Eine wahre Erlösung!“ sagten die Leute mitteilidig.

Nur sie wollte nicht daran glauben, daß ihr „stiller Wilhelm“ noch stiller werden könnte.

Als sie eines Tages wieder im Spital vorsprach, fand sie das Lager ihres Mannes leer. Wie sie bestürzt nach ihm frug, sagte ein Wärter mit so seltsam respektvollem Ton: „Dem Herrn sei ein besseres Los zugefallen, man habe ihn in ein Zimmer erster Klasse transportiert“, daß die Salome in mystischem Sinn nur „Herr“ und „besseres Los“ hörte und darunter „Gotteswille“ und „himmlische Seligkeit“ verstand.

Sie verlangte zu ihm geführt zu werden. Man wies sie in die Abteilung der reichen Patienten. Auf ihr Klopfen trat ein alter vornehmer Herr heraus und erklärte kurz, sein Sohn ruhe und sei nicht zu sprechen.

Die Salome knickte und bat, sie wolle ja nicht zum Sohn des gnädigen Herrn, sondern zu ihrem Mann, dem Willem Hösl.

Der Herr wollte sie mit einem Almosen abfertigen, als aus dem Zimmer eine Stimme erscholl: „Vater, laß sie herein! Es ist das gute Weib des ehemaligen Wilhelm Hösl.“

Mit einem wilden Freudenausschrei eilte die Frau auf den Wiedergewonnenen und sank vor seinem Bett in die Knie: „Och Gott, mei Gott, wie dank ich dir schön!“ rief sie schluchzend und lachend.

Doch als sie die Hände hob, um den Mann zu umfassen, verwandelte sich ihr Ausdruck jählings, und sie wich zurück in demütiger Haltung und fassungslosem Staunen.

Ne, das war ihr armer gutmütiger Willem nicht: der Mann trug ja Spitzenwäsche, in seinen Augen brannte ein Licht, das früher niemals glühte. Energetischer Wille und Lebensfreudigkeit prägten sich in die einst so schlaffen Züge. Neben ihm stand ein Diener, und der „stille Wilhelm“ erteilte Befehle mit klangvoller herrischer Stimme und lachte, daß alle Zähne blitzten, als sein pausbackiger Bub, der Sepherl, sich an den Rock der zurückweichenden Mutter klammernd heulte: „De Vata is nimmer de Vata, er is ausgewechselt worden . . .“

Was war inzwischen geschehen?

Als der „stille Wilhelm“ aus der Lethargie, die seinem Sturz vom Gerüst folgte, erwacht war, ließ er die Blicke verwundert umherirren . . . Wo lag er? Er erinnerte sich genau, auf dem Schlachtfeld von Sedan gefallen zu sein, als der Sieg der Deutschen schon entschieden war . . . Wie lange hatte er hier gelegen? Wochen oder Monate? . . . Und wie sehr ängstigte sich wohl sein Vater um ihn . . .

Er bat um Papier und Tinte und setzte ein Telegramm auf:

An den Grafen Heinrich von Alteneck. Auf Schloß Alteneck, Baiern.

Tags darauf ist der alte Graf ans Lager des längst totgemeldeten Sohnes geeilt.

Erst als er den Namen „Wilhelm Hösl“, unter dem er im Spitalbuch eingetragen war, wieder hörte und



Grengiols im Oberwallis (Bezirk Navon); links die Furkastraße.

sein Vater sich nach seinem Leben in den verflossenen Jahren erkundigte, tauchte plötzlich, wie ödes Felsenland aus dem Nebel, seine schlummernde Existenz als Lastträger des Maurermeisters wieder auf, und Salomes werktätige Liebe, die ihn vom Untergang beschützte, strahlte aus dem Dunkel.

Ohne ihren Mitleidsruf am Wintertag wäre er wohl nie mehr zum geistigen Leben erwacht.

Die Ärzte erklärten den seltenen physiologischen Fall: Was der Hieb auf dem Schlachtfeld im Gehirn verrückt hatte, machte der Sturz vom Gerüst gleichsam wieder gut. . . . Was sich zwischen den Gatten noch zutrug,

Eine schwere Stille herrschte.

Nur das Rauschen der bairischen Wälder und der Atem der Nacht strichen durch die Bogenfenster . . .

Da ertönte das Signal zum Beginn des Soupers.

Gruppenweise strömten die Gäste aus dem Spieljaal und aus dem Park herbei. Als Maximilian von Alteneck mit seiner Frau am Arm blaß, aber ruhig plaudernd erschien, wandten sich wieder alle Blicke dem ungleichen Paar zu. Seine Durchlaucht, der regierende Fürst, trat auf Anne-Marie, geborene Hösl, zu, bot ihr den Arm und frug laut, mit dem sonnig huldvollsten Lächeln: „Frau Gräfin, wollen Sie mir die Ehre erweisen?“

Casanova in der Schweiz.

Nachdruck verboten.

(Schluß).

Nachdem Casanova in Lausanne noch die reizende Dubois einem Gatten zugeführt hatte, reiste er endlich nach dem ersehnten Genf, wo er am 20. August 1760 in der „Wage“ abstieg. Nachdem er schnell einige Privatbekanntschaften gemacht hatte, so mit einem Geistlichen, dessen Richte in theologischen Fragen glänzte und später noch eine köstliche Episode in Casanovas Leben bilden sollte, besuchte er vorerst den Herrn Villars-Chaudieu, wo sich die Theologin ebenfalls geistreich produzierte. Der Duc de Villars, Gouverneur der Provence, war der verworfene Sohn des berühmten Marschalls, der einerseits nach Genf gekommen war, um Voltaire zu sehen, andererseits wohl auch, um seinen wurmstichigen Leib dem berühmten Tronchin anzuvertrauen. Villars ist es auch, der Casanova bei Voltaire aufführt.

Voltaire, den deutschen Barbaren entronnen und mit seinen sechzig Jahren stets voll Todesgedanken, hatte sich, um auch dem berühmten Genfer Askulap Tronchin näher zu sein, bei Genf angekauft, um dort wahrhaft einen Hof zu halten, wo sich tout le monde drängte, da noch dazu „die zwei oder drei Löcher unter der Erde, die ein Philosoph haben muß, um sich gegen die Hunde zu schützen“, an der großen Heerstraße des Fremdenverkehrs lagen. Die „drei Löcher“ hießen: Fernel, Tournay und Delices bei Genf und waren prächtig eingerichtete Schlösser. In Delices nun besuchte Casanova mit Villars am 22. August 1760 den großen Schriftsteller. Wir wissen, daß

Villars von Voltaire allerdings an diesem Tag erwartet wurde; aber der Schriftsteller meldet dessen Ankunft erst unter dem 20. September und erwähnt den Gast später noch bis in den Oktober hinein. Außerdem sind Briefe von Voltaire da, wie einer an den Signor Capacelli vom 5. September 1760, worin er schreibt, daß er seit vierzehn Tagen bettlägerig sei; also könnte er Casanova um diese Zeit nicht empfangen haben. Da nun Zweifler an der Wahrheit Casanovas hier Gründe finden könnten, daß erstens Casanova nicht mit Villars gemeinsam bei Voltaire gewesen sein, zweitens, daß er um diese Zeit überhaupt nicht dort empfangen werden konnte, so dürfen wir dem entgegensetzen, daß die Berichte Voltaires von seiner schlechten Gesundheit stets übertrieben waren; übrigens berichtet Casanova selbst, daß Voltaire sich nach dem Essen wegen Unwohlseins zurückzog. Auch mochte sich wohl der alte Casanova um ein paar Tage im Kalender geirrt haben. Begegnern, die behaupten, Casanova habe die Ereignisse in Delices geschickt aus den damals längst erschienenen Werken Voltaires zusammengestellt, muß man antworten, daß er dann sicher die Chronologie nicht außer acht gelassen hätte. Wir glauben der Briefstelle vom 5. September 1760: «Je suis dans mon lit depuis quinze jours» nicht so großen Ernst beilegen zu können, daß nicht Voltaire auch an diesen Tagen sich für wenige Stunden erhoben hätte, um Gäste zu empfangen. Voltaire erwähnt allerdings Casanova nirgends in seinen Schriften, und wir müssen